

Zeitschrift:	Berner Taschenbuch
Herausgeber:	Freunde vaterländischer Geschichte
Band:	15 (1866)
Artikel:	Vier Tage in Athen : einige Blätter aus den Notizen einer Reise in den Orient. Erste Abtheilung
Autor:	Ludwig, Gottfried
Kapitel:	Erster Tag
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-121802

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vier Tage in Athen*).

Einige Blätter aus den Notizen einer Reise in den Orient,

von

Gottfried Ludwig,

Pfarrer in Diesbach bei Büren.

Erster Tag.

Von Syra nach dem Piräus. Nach Athen. Rückblick auf Athens Vergangenheit. General Hahn. Ein Gang durch die Stadt. Der Thurm der Winde. Ehrenpforte der Minerva. Die Stoa des Hadrian. Die Giganten. Bouleuterion. Theseus-tempel. Residenz. Das Stadium. Tempel des Zeus. Hadrians-Bogen. Erster Besuch auf der Akropolis. Rundfahrt. Im Kaffeehaus.

Ein stiller, friedlicher Sonntag Abend in der lieben Heimath zugebracht, o das ist gewiß schön, wunderschön, und erquickt und ermuntert für die sechs sorgenvolleren Arbeitstage, die nun folgen werden. Aber ein Sonn-

*) Im diesjährigen Taschenbuche werden bloß die zwei ersten Tage mitgetheilt. Die beiden übrigen sind für den nächsten Jahrgang bestimmt.
Anm. d. Herausgebers.

tag Abend auf den hellen Fluthen des griechischen Meeres, umgeben von kleinen und größern Inseln, deren jede eine ganze, reiche, unvergleichliche Geschichte in die Erinnerung ruft, unter jenem reinen, dunkelblauen Himmel, nach dem der Dichter und der Maler sich sehnen, und im Abschiedsglanze jener Sonne, die einst dem Homer os geschienen: welche Feder will sich erdreisten, auch nur annähernd die Empfindungen wiederzugeben, die hiebei eine, wie für die Großthaten der Vergangenheit, so für das großartige Naturschauspiel des Augenblicks empfängliche Seele durchzucken? — Solch' ein Sonntag Abend war es, als wir am 26. Juni 1864 um 7 Uhr auf dem kleinen „Oriente“ aus der mastenreichen Rhede von Syra dampften, um am folgenden Morgen Attika's geweihte Erde zu betreten.

Apollo's leuchtendes Viergespann hatte sich eben in die kühlen Meeresfluthen getaucht. Das Wasser selbst schien sich entzünden zu wollen, und Syra, das „Stein gestell ohn' alles Gras und Moos“, erhielt von der schei denden Sonne ein eigenhümlich warmes, feuriges Kolorit. Kurz war die Dämmerung, wie immer im Morgenlande. Die Arme der sechs bekannten Windmühlen schlugen gespensterhaft genug von jener Landzunge herab, und bald entzog die Nacht uns auch die gewaltigen Fels schlüchten, die uns an gewisse Ufer des Wallenstatter See's gemahnten. Wie Diamanten auf dem Sammet kleide einer Königin, so funkelten die zahllosen Sterne am schwarzen Firmament. Die See war ganz ruhig. Ein kräftiger, schöner und weit in die Nacht hinaus schallender Matrosengesang lockte uns zum Mastbaum und hielt uns da fest, bis die Ermüdung des Tages uns nöthigte, von diesen kostlichen anafreontischen Schiffer

liedern uns zu trennen. Bald lag ich in süßem Schlafe; allein freudig erregt über die Dinge alle, die da kommen, die ich nun sehen sollte, wachte ich früh auf. Als ich das Deck bestieg, verfolgte mich der Besen oder der nasse Lumpen der reinigenden Matrosen von einem Ort zum andern. Nicht lange, so erschien auch mein Freund, Hr. v. Haller, und Angesichts der ersehnten Küste schüttelten wir uns bedeutungsvoll die Hand. Das Vorgebirge Sunium, oder — wie sie jetzt sagen — das Cap Kolonnae, liegt schon hinter uns, zur Rechten dehnt sich der bewaldete, bienenreiche Hymettus, hinter ihm zeigen sich die Marmorbrüche des Pentelikon, etwas weiter die Pyramide des Lykabettus, und in der Ferne, nach Westen zu, der dunkle Parnes; links, aus dem Meere schroff aufsteigend, das berühmte Aegina, von dem der verhannite Aristides zur rechten Stunde gekommen, und gerade vor uns, mit dem Festlande scheinbar verbunden, die Insel, in deren Nähe die stolze Perserflotte vernichtet wurde, das weltbekannte Salamis, das heutige Kuluri. Jetzt blicken wir hinüber nach der weiten Bucht des Phalerus, dann nach den Häfen Munychia und Zea. Ha, wie heißt jener steile Hügel dort, auf dessen Gipfel, von der Morgensonne bestrahlt, eine großartige Tempelruine sichtbar wird? Ist es wohl die Akropolis? Ist es der Parthenon?

Das Schiff lenkt plötzlich gegen Norden. Man macht uns aufmerksam auf eine zur Rechten liegende kleine Felsenhöhle, die von den Meereswellen bespült wird. Dort soll der Sage nach ein Mann ruhen, der aus Ehrsucht sowohl ein Retter als ein Verräther seines Vaterlandes war. Was einen Themistokles groß und verwerflich gemacht hat, findet sich auch im Griechen der

Gegenwart wieder. An der See, beim Piräus, gerade Salamis gegenüber, schläft der große Seeheld seinen langen Schlaf und die Wogen werden nicht müde, ihre melancholische Todtenklage anzustimmen.

Wir laufen ein in des Themistokles Lieblingsschöpfung, in den Hafen des Piräus. Beim Eingang stehen zwei Säulen, auf die einst der Herzog Aniaiuoli zwei antike bronzenen Löwen von seltener Meisterschaft stellen ließ, die aber der Doge Morosini 1686 nach Venedig schleppte, vor dessen Arsenal sie noch jetzt Wache halten.

Einen bessern Hafen als den Piräus kann es nicht geben. Er ist ganz sicher, tief genug und hat dazu Raum, wenn auch nicht für eine große Flotte, so doch für eine bedeutende Anzahl von Schiffen. Daß Themistokles den Atheniensern riet, ihre Hauptstärke im Piräus zu suchen, und daß er Alles aufbot, damit dieser Rath auch zur That werde, zeugt nicht am Mindesten von seiner staatsmännischen Tüchtigkeit. — Der prosaische Mensch ist leicht geneigt zu fragen, weshalb das junge Griechenland nicht lieber hier seine Residenz aufgeschlagen, statt angelockt durch die Überreste einer gloriosen Vergangenheit, eine Lage aufzusuchen, die zu einer gedeihlichen Entwicklung in der Gegenwart weit weniger günstig ist.

Ein paar Dampfboote, zwei Fregatten und eine ansehnliche Flotille meist griechischer Segelschiffe beleben den Hafen. Die „libera pratica,“ die Erlaubniß zu landen, wird bald gewährt, und nun beginnt von Neuem die Schlacht zwischen den heißhungrigen, unabtreiblichen, unverschämten Bootführern, Gasthofagenten, Dolmetschern einerseits und den häufig bis zur Verzweiflung gebrachten Touristen andererseits. Doch kein Vergleich mit Smyrna, Alexandrien, oder gar Jafa. Man fühlte sich

wirklich der Civilisation um ein Bedeutendes näher gerückt. Die Douane säumte uns, die wir in der wunderwirkenden Basschisch-Praxis keine Neulinge mehr waren, nicht lange. Auch ein Wagen ward leicht gefunden; aber natürlich hatte der verschmitzte Grieche, nachdem wir bereits fertig auffordirt, schnell noch einen Dritten aufgeladen. Wir thaten, als merkten wir nichts, denn faire bonne mine à mauvais jeu ist jederzeit klug, zur Bewahrung des guten Humors auf der Reise aber ein unerlässliches Pflichtgebot. Die Hafenstadt, die jetzt nur den innersten Theil des Bassins umzieht, während sie früher besonders auf der Ostseite bis an's offene Meer sich erstreckte, ist unansehnlich und verdankt die wenigen stattlicheren Häuser, Straßen und Promenaden dem Krimmkriege. Das bronzenen Brustbild auf marmornen Säule, das den Hauptplatz ziert, und das die dankbaren Athener dem Themistokles, dem Gründer des Piräus, errichtet haben, mag Viele erfreuen. Mir schien es eines Themistokles unwürdig; da ist für mich jene einfache Gedenktafel auf Christoph Wren in St. Paul zu London, die den Fremdling bittet, um sich zu schauen, um zu erfahren, wer hier begraben sei, doch ungleich großartiger.

Die Einwohnerzahl des Piräus soll sich auf 5—6000 Seelen belaufen. Von den alten Befestigungsmauern, die Themistokles aufführte, Lysander unter Flötenschall niederriss, Konon wiederherstellte, Sulla zerstörte, das Mittelalter so weit in Stand setzte, daß Muhamed II. über die Festigkeit des Hafens sich freute — von diesen alten Werken finden sich nur noch zerstreut liegende Trümmer. Dagegen gewahrten wir etwas vor der Stadt zu unserer Rechten noch deutlich und in ziemlicher Ausdeh-

nung Überreste von der langen Doppelmauer, welche Kimon und Perikles zur gesicherten Verbindung Athens mit seinem Seehafen erbauen ließen.

Unser Kutscher, aus dem Geschlecht der homerischen Rossbändiger und Wagenlenker, rast wie ein Toller über die fahle Ebene dahin. Der Himmel überwölkt sich. Ein garstiger Sohn des Aeolus jagt uns mächtige Staubwolken in's Gesicht. Nur dann und wann zeigt sich schnell die Akropolis, um ebenso schnell wieder zu verschwinden.

Jetzt geht's über die Brücke des Kephissus. Die Gegend wird immer anmuthiger. Zu beiden Seiten der Straße Weinberge, Olivenhaine, Mandelbäume, Tabak- und Baumwollenpflanzungen, Alles gut besorgt, Alles im üppigsten Wuchs. Unter einer Allee prächtiger Platanen wird plötzlich angehalten. Die Pferde sollen ein wenig ausschnaufen, und — was jedenfalls viel wichtiger ist — die Herren Reisenden sollen aus der Schenke dort dem Kutscher ein Gläschen Rakı reichen lassen. Der Ort hier ist idyllisch schön. Ist das das ausgesaugte Griechenland? Könnte man nicht eher wähnen, auf dem Höhenweg bei Interlaken unter einem der alten Bäume auszuruhen? Die Aussicht wird frei. Wie hebt das Herz! Da der Theseustempel, dort die Akropolis mit ihrem Parthenon!

Nach einer Fahrt von einer schwachen Stunde hält unser Wagen vor dem Hotel d'Angleterre. Der Gasthof liegt an der Aeolus-Straße, ist schön gebaut und sehr komfortabel eingerichtet. Wir zahlen zusammen 20 Fr. und haben dafür zwei allerliebste Zimmer, ein Gabelfrühstück und ein vortrefflich zubereitetes Mittagessen, jedoch ohne Wein. — Hr. v. H., um in möglichst

kurzer Zeit möglichst viel und je das Interessanteste zu besichtigen, läßt sich einen fundigen Cicerone holen und miethet, um nicht zu sehr von der Hitze leiden zu müssen, einen Wagen, der für die Dauer unseres Aufenthaltes so ziemlich zu unserer ausschließlichen Verfügung steht. Aus meinem Zimmer führt eine Thüre zu einem hübschen Balkon. Kaum angelangt, trete ich hinaus. Vor mir liegt ein großer Platz, unter mir zieht sich die belebte Neolus-Straße. Vor dem Nebenhaus rechts steht eine Schildwache. Die Bank ist hier mit ihren vollen oder leeren Kassen. Nach links erblicke ich die schwarzen jähnen Felsen der Akropolis und etwas Weniges von dem zierlichen Erechtheion.

Ja, ja, es ist kein Traum. Wir sind in Athen; in Athen, das schon zu Zeiten des Moses unter Kefropolis, dem Anführer einer ägyptischen Kolonie, gegründet worden sein soll. Die Ansiedlung blieb zuerst ganz auf die Burg beschränkt. Erst unter dem sagenreichen Theseus dehnte sie sich auch in der Ebene weiter aus. Was die unerbittliche Strenge eines Drako nicht erreichte, das gelang Solons Weisheit: ein festes, lebensfähiges Gemeindewesen wurde geschaffen, stark genug, die bald sich einstellenden, inneren Zwistigkeiten beizulegen, mächtig und weise, um die Fluthen barbarischer Eindringlinge siegreich zurückzuwerfen, und strebsam und kunstfinnig, daß es unter Perikles und unter seinen Dichtern, Rednern und Philosophen die höchste Stufe rein menschlicher Bildung erklomm, und noch jetzt, nachdem seine Herrlichkeit längst dahin ist, wohl auf alle Seiten hinaus durch die Thaten und Schriften seiner großen Männer, wie durch die Überreste seiner Kunstwerke auf die geistige Entwicklung der Völker und der Individuen im

höchsten Grade hebend, veredelnd und vervollkommennd einwirkt.

Ich will keine Geschichte Athens schreiben, die ja unwillkürlich zur Geschichte Griechenlands werden müßte. Es ist bekannt, wie die zunehmende Sittenverderbnis, die Genußsucht und Selbstsucht auch hier, die herrlichsten und heiligsten Bände auflösend und zerstörend, Verderben und Untergang gebracht hat. Zuerst machte Philipp von Macedonien, trotz eines Demosthenes, seinen Einfluß geltend, dann wurde Athen von den Römern unterworfen (146), und als es zu Gunsten des Mithridates sich empörte, durch Sulla zerstört (87). Seiner politischen Bedeutsamkeit beraubt, blühte es zwar als Pflegerin der Künste und Wissenschaften schnell wieder auf. Nach Athen pilgerte zu seiner Ausbildung die Blüthe des römischen Adels, und die Mächtigen und Reichen Roms machten sich's zur Ehre, Athen durch Kunstbezeugungen auszuzeichnen. Als der Apostel Paulus nach Athen kam, war es daher immer noch eine volkreiche und gefeierte Stadt, in der ein Schimmer wenigstens von der Sonne, die in den Tagen des Perikles gestrahlt, fortleuchtete. Zur Zeit des Hadrian brach selbst noch ein neuer Glanz auf über Athen; doch war es nur ein Alpenglühnen: an sich gar lieblich und schön, allein stets ein sicherer Vorbote der Nacht, die bald eintreten wird. Jetzt stürmen die Skythen, dann Alarich mit seinen Ostgothen heran. Verheerung folgt ihrem Fuße. Doch braust der wilde Sturm ziemlich schnell vorüber. Athen ist noch zu Anfang des 5. Jahrhunderts ein Heerd und Sammelplatz der Weisheit. Dort finden wir um die Mitte des 4. Jahrhunderts auch die beiden Busenfreunde Basilius und Gregor von Nazianz, nur ihren Studien

obliegend, die Verstreuungen und Lüste der Welt mit Vorsicht meidend. „Zu Athen kannten wir,“ sagt Gregor, „nur zwei Straßen, die eine zur Kirche, die andere zur Schule. Die Straße nach dem Theater und den öffentlichen Vergnügungsorten ließen wir Andere ziehen.“ Aber nun kommt der Gräuel der Verwüstung. Die Winde der Völkerwanderung wälzen sich auch über Griechenland. Kein Landstrich, kein Berg, keine Felsenschlucht ist sicher. Die Athener, nur Einzelne auf der Akropolis zurücklassend, fliehen nach Salamis und siedeln sich dort an. Alles ist verödet. Die Ebene und der Ort, da Athen gestanden, wird zum Waldesdickicht. Räuber legen Feuer an. Ein Erdbrand gesellt sich dazu. Die ganze Gegend vom Piräus bis zum Hymettus ist ein ungeheures Flammenmeer. Erst im 10. Jahrhundert findet man wieder eine kleine Zahl von Colonisten. Mit der Auflösung des byzantinischen Reiches (1204) gelangt Athen unter eigene Herzoge, die aus burgundischem, spanischem und zuletzt aus florentinischem Geschlechte stammten. Unter diesen Herzogen stieg Athen und die Umgegend wieder zu einem gewissen Wohlstand und Ansehen. Da nahte ein neuer Dränger. Die Türken unter Muhamed II. brachen ein (1456) und ließen von den alten Prachtbauten nur das stehen, was etwa in eine Moschee sich verwandeln ließ. 1464 und 1687 wurde Athen von den Venetianern belagert und namentlich durch die Bombe des Morosini furchtbarer als je hergenommen. Wer fliehen konnte, floh. Später ließen sich an die 60 griechische Haushaltungen nebst einigen Türken und Franken allda nieder. So sah es ungefähr während der Befreiungskriege, durch welche die Stadt wieder gräflich litt, zu Athen aus, in dem einst an die 200,000 Menschen ein

heiteres, ideales Leben lebten. — Seit 1834 wurde Athen zur Residenz erhoben und hat es nun von den 60 Haushaltungen schon zu ungefähr 35,000 Seelen gebracht. Wird es sich wohl noch mehr vergrößern? Die neuesten Ereignisse scheinen nicht eben dazu angethan zu sein, und auch die projektierte Eisenbahn nach dem Piräus wird an der Sache nicht viel ändern. Die Landeshauptstadt und die Stadt der Zukunft gehört an den Piräus oder auf den Isthmus und nicht um die Akropolis der Alten.

Wir sind wirklich in Athen, und darum laßt uns nicht nur vom Balkon herab meditiren, was wir zu Hause am Schreibtisch ebensogut und noch besser thun könnten. Laßt uns einen ersten Gang thun. Wohin? Zur Akropolis? Nein, zur nahegelegenen Post, um längstersehnte und womöglich gute Nachrichten aus der lieben Heimath zu empfangen. Allein Residenz hin, Residenz her, die Briefe und selbst die „poste restante“ sind nur zu gewissen, sehr beschränkten Tagesstunden erhältlich. Unverrichteter Dinge müssen wir wieder abziehen. Das Heimweh war einmal erwacht und so meldeten wir uns bei einem Mann, der dem Schweizer-, dem Bernernamen viel Ehre eingelegt hat in Griechenland, bei General Hahn, dem Sieger von Nauplia. Ohne Kleid, eine lange Türkenspeise rauchend, gelegentlich aus seiner Tasse Chocolade schlürfend und eifrig die „Allgemeine Augsburger Zeitung“ lesend, saß der General in seinem Arbeitszimmer. Die Vorstellungsceremonien waren natürlich schnell abgethan, und nach einigen Minuten waren wir schon in so trautem Gespräche beisammen und dampften so mächtige Rauchwolken als Begrüßungssalven einander zu, daß man uns für langjährige Hausgenossen hätte halten können.

Generallieutenant Emanuel Hahn war als das älteste von sechs Geschwistern im Oktober 1800 zu Ostermündigen bei Bern geboren, woselbst sein Vater als wohlhabender Gutsbesitzer lebte. Der Vater starb jedoch frühe und hinterließ seiner Familie leider sein Vermögen in ziemlich zerrüttetem Zustande. Verwandte nahmen sich der Kinder an. Unser Emanuel wurde in's städtische Waisenhaus untergebracht und verrieth schon da, wie in dem höhern Gymnasium, in das er später übertrat, eine besondere Vorliebe zu den militärischen Übungen, wie sie unter uns schon längsther zur körperlichen Kräftigung und zur Hebung der patriotischen Gesinnung bei unserer Jugend eingeführt sind. Die Lernbegierde, der Wissensdrang, der dem empfänglichen Knaben innenwohnte, wurde unglücklicherweise bald gedämpft und verbittert durch die nachlässige und rohe Behandlung, die er von Seiten einiger Lehrer zu erdulden hatte. Jetzt sollte der Jüngling einen bestimmten Lebensberuf ergreifen; allein nach dem alten Regime erkundigte sich Niemand nach seiner Herzensneigung. Unbarmherzig wurde er zu einem Berufe genötigt, der ihm von vornherein verhasst war. Ende 1818 oder anfangs 1819 machte er seine erste Garnison bei den Scharfschützen und das Lager von Wohlen mit. Da brach der Soldatengeist so mächtig in ihm hervor, daß er sich seiner nicht mehr erwehren konnte. Doch erst 1821 wurde ihm gestattet, in preußische Dienste zu treten. Er wurde dem rheinischen Schützenbataillon in Wetzlar zugethieilt und verlebte allda einige seiner glücklichsten Lebensjahre. Wohl wissend, daß unter den gegebenen Verhältnissen an ein baldiges Avancement nicht zu denken sei, kam ihm die Nachricht, daß Neapel mit Bern wegen einer Militär-Kapitulation in Unter-

handlung stehe, sehr erwünscht. Hahn reiste nach Bern, wurde dem neapolitanischen Bevollmächtigten vorgestellt und erhielt auch die Stelle eines Oberlieutenants mit Wort und Handschlag zugesichert. Als aber im März die Kapitulationsangelegenheit vor den Großen Rath kam, wurde sie abschlägig beschieden. Hahn's Hoffnungen waren zertrümmert. Da nahm er am 1. April 1825 unter heißen Thränen Abschied von seinen Verwandten und Bekannten, insbesonders von seiner treuen Mutter, an der er stets mit ganzer Seele gehangen, und deren reichen Segen er als sein kostbarstes Gut heilig bewahrt hat bis auf diesen Tag, — hing den Tornister um und zog über den großen St. Bernhard Livorno zu, um sich dort nach Griechenland, ob dessen Leiden sein Herz blutete, für dessen Befreiung er mit edler Begeisterung schwärmte, einschiffen zu lassen. Und 40 Jahre hat Hahn unter schweren Stürmen, unter fürchterlichen Gewittern der Sache Griechenlands treu gedient. Seine Verdienste um Griechenland sind nicht gering. Aber trotz allem Dem, das über ihn ergangen, ist der General noch jetzt eine schöne, kräftige Gestalt. Die stolze Haltung, das ungezwungene Wesen, der feurige Blick, der griechische Schnurrbart, kurz jeder Zoll an ihm lässt den Soldaten nicht verkennen, während die Stirne von Sorgen redet, die dem braven Manne auch nicht erspart blieben, und der häufige Husten an die vielen Strapäzen des Kriegslebens erinnert. Von sich selbst sprach der General nicht viel, und wenn man ihn dazu anhielt, mit einer Bescheidenheit, die rührend war. Mit welcher Bravour er sich auf die Akropolis durchgeschlagen, welche unsäglichen Leiden er unter den Propyläen ausgestanden, wie er auf Chios an einem sieben Monat alten Mädchen, das ein Feldweibel auf

der Straße gefunden, Mutterstelle vertreten, wie er auf Samos nolens volens bei Griechen als Taufzeuge funktioniren mußte, wie er unter Admiral Micaulis auch zur See sich auszeichnete, wie energisch er Nauplia angriff, und wie taktvoll und fest sein Benehmen in Bezug auf die zugesagten Ordensverleihungen nach dem Siege gewesen, sowie von so manch andern wunderbaren Lebensrettungen und von den Werken eines in der Stille sich beweisenden Edelmuthes — davon mag einst sein Biograph ausführlich erzählen. Ob der General selbst Memoiren abgefaßt hat und hinterlassen wird, ich weiß es nicht; fast möchte ich es bei seiner Abneigung, von sich selbst Aufhebens zu machen, bezweifeln. Um so wünschenswerther wäre es, wenn ein Mann, dem ein häufiger Umgang mit Hahn vergönnt ist, sich bei Zeiten daran machen würde, die gelegentlichen Erzählungen des Generals niederzuschreiben und zu ordnen. Wir würden dadurch einen höchst wertvollen und interessanten Beitrag zur Geschichte des Befreiungskrieges und der Regierung Otto's empfangen *). Dem tapfern Helden würde das verdiente Ehrendenkmal gestiftet, dem lebenden Geschlecht ein lockender Ehrenspiegel vorgehalten und in den Ehrenfranz unserer Vaterstadt ein frischer Lorbeerzweig eingeschnitten.

Ueber die Tagesneuigkeiten war der General nicht

*) Schon waren diese Zeilen geschrieben, als ich mich davon überzeugen konnte, daß General Hahn unter dem anspruchslosen Titel: „Briefe eines dahingeschiedenen Waffengefährten an seine Mutter“ sehr reichhaltige und anziehende Schilderungen über die sechs Jahre, die er im Befreiungskampf mitgekämpft, verfaßt hat. Wir möchten den General bitten, sein schätzbares Manuskript bald einem weiteren Publikum zugänglich zu machen.

gut zu sprechen. Kein Wunder. Hatte doch eben die Nationalversammlung einen Besluß gefaßt, nach welchem die drei einzigen noch lebenden höhern Offiziere aus den Philhellenen mit Majorspension zu entlassen seien. Zur Ehre der Nation sei es aber gesagt, daß jene ausgezeichneten Patrioten, und unter ihnen General Hahn, seither die Anerkennung gefunden, die ihnen gebührte. Hahn wurde zuerst die Stelle eines Gouverneurs der ionischen Inseln angetragen, und da er nach der Heimath zurückzukehren vorzog, so wurde er in dem Rang eines Generallieutenants mit allen Ehren in Ruhestand versetzt.

Vom König Otto redete der General mit vieler Hochachtung, wiewohl er gegen gewisse Mängel seiner Regierung nicht blind war. Dem neuen König hätte er etwas mehr Erfahrung und Kraft gewünscht. Entscheidend und hoffentlich zum Segen werde die Haltung der Deputirten der ionischen Inseln wirken, die unter Englands Oberherrschaft eine tüchtige parlamentarische Schule hätten durchmachen können.

Es war Zeit, daß wir uns verabschiedeten. Dankbar nahmen wir das Anerbieten des Generals an, uns diesen Abend auf einer kleinen Spazierfahrt begleiten zu wollen.

Bei der Post, zu der wir sofort unsere Schritte lenkten, klopften wir jetzt nicht mehr vergeblich an. Es wurden uns Briefe gegeben, liebe, theure, mit Ungeduld erwartete; ja, weil wir unsere Reiseroute plötzlich verändert, die ersten, seitdem wir die Heimath verließen. Wir gingen in's Hotel zurück, um so ganz ungestört den Geistesverkehr mit den fernen Lieben pflegen zu können. Bitternd erbricht man das Siegel, das Auge, das Herz fliegt von Zeile zu Zeile. Alles wohl, Alles gesund, lauter gute Nachrichten. O das ist Lobsal für die Seele!

Die beängstigenden Gedanken, denen man sich unwillkürlich hingegeben, verlieren sich in ihr Nichts. Man wähnt sich für den Augenblick wieder daheim bei Frau und Kind, und man dankt Gott, daß er über Allen so gnädiglich gewacht.

Wir setzen uns nieder, um frisch die ersten Eindrücke von Griechenland, von Athen den Unsrigen mitzutheilen. Da wird's immer finsterer und finsterer. Feurige Blicke zucken durch die schwere Luft; ein gewaltiger Donnerschlag folgt dem andern; Aeolus läßt seine Söhne wüthen, ein wahrer Orkan rast durch's ganze Land; gegen den Pentelikon zu fällt schwerer Hagel; der Regen peitscht zu unsren Fenstern hinein. Es war ein prächtiges, ergreifendes Schauspiel, um so ergreifender, da wir seit mehr denn einem Monat nichts Derartiges erlebt, ja kaum einen Regentropfen hatten fallen gesehen. Das wüthende Element legte sich allgemach, ein feiner, sanfter Regen erquickte das Erdreich. Der Himmel wurde reiner und blauer. Die Sonne warf ihre glühenden Strahlen in die Regenschauer hinein, und gegen die Akropolis zu wölbte sich ein majestätischer Regenbogen. Wir schlossen unsere Fenster zu, — eine Vorsicht, die man im Orient, wo nach Gewittern in der heißen Jahreszeit leicht schädliche Dünste aufsteigen, nie vernachlässigen sollte — und machten uns in's Freie, um die zwei Stunden, welche uns vor dem um 5 Uhr stattfindenden Mittagessen noch übrig blieben, recht weißlich zu benutzen.

Die Aeolus-Straße nach der Burg zu verfolgend, bewegen wir uns zuerst in einer stattlichen Häuserreihe. Hübsche Modemagazine, ordentliche Buchhandlungen, saubere Werkstätten, reinliche Bäcker- und Fleischerbuden wechseln in buntem Gemisch miteinander ab. Die zur

Linken stehende Kirche zur heiligen Treue ist ganz geschmack- und werthlos. Jetzt wird die Aeolus-Straße durch die zweite Hauptstraße Athens, durch die nach Hermes benannte, rechtwinklich durchschnitten. Das sehr interessante Duodezkirchlein Kapnikaria verbirgt hier das königliche Schloß, das sich gegen Osten zeigen müste. Von hier an werden die Häuser kleiner und ärmlicher, die Straße schmäler. Rechts zieht sich der Bazar. Man ist wieder im Orient. Handel und Wandel macht sich im Freien.

Aus den Barbierstuben, die den ärmern Griechen noch jetzt als Stelldichein dienen, um zu vernehmen, was es Neues gebe, und um höhere Politik zu treiben, tönt's bald sanft, bald wild zu uns herüber. Hier, in dem ältesten Stadttheile, ist der Sitz des Volkslebens, der niedern Stände. Die Frankentracht ist hier glücklicherweise noch nicht heimisch geworden. Da sieht man noch homeriche Frauen, den Gürtel um die Lenden tragend, der das herabwallende Kleid aufschürzt, und um den Kopf ein Tuch geschlungen, so graziös, so klassisch, daß unsere „Capotes“ und „Leztversuchs“ als eitel Misere daneben erscheinen.

Wir sind am Ende der Straße. Unter den Felsen der ernst und gewaltig thronenden Akropolis öffnet sich ein freier Platz. In der Mitte, in einer ziemlich weiten kreisförmigen Vertiefung von etlichen Fußen, steht ein achteckiger Thurm. Das ist der sogenannte Thurm der Winde, der Athen einst als Wetterzeiger und Stadtuhr gedient. Das Monument stammt zwar nicht aus der perikleischen Zeit; es wurde vielmehr erst um's Jahr 35 v. Chr. von Andronikus Kyrrhestes erbaut. Immerhin ist die in pentelischem Marmor ausgeführte Arbeit be-

wunderungswürdig genug und zeigt uns, wie die Griechen die Sache des Alltagslebens aufzufassen und plastisch darzustellen verstanden.

Oben auf dem bei 40' hohen, gleichsam in ein Säulenkapitäl auslaufenden Gebäude war ursprünglich ein beweglicher, ehemaliger Triton angebracht gewesen, der die Richtung und Natur des Windes andeutete, indem er mit seinem Stab in der Rechten auf eine der acht charakteristischen kolossalnen Relieffiguren hinwies, die den Fries des Thurmtes schmücken. Diese Reliefs sind theilweise noch sehr gut erhalten und mit leserlichen Inschriften versehen. Gerade vor uns ist der langbärtige, mürrische, in seinen Mantel sich einhüllende, die Trompeten-Muschel mächtig blasende Boreas. Denn der Nordwind pfeift in Attika furchterlich und bringt entsetzliche Kälte. Auch Kaikias, der Nordostwind, der nun folgt, sieht unzufrieden aus. Sein Barthaar scheint wie gefroren, aus seinem Schilde schüttelt er Hagelkörner und Regentropfen. Der Apelitos oder Ostwind ist ohne Bart; in seinem Mantel hat er Ähren und Obst, denn er bringt im Sommer feuchte Luft und sanften, fruchtbaren Regen. Euros, der Südost, ist schon wieder bärig und mit fliegenden Haaren und flatterndem Mantel, denn er weht heftig und bringt viel Regen. In anmutiger Jugendfrische sind Notos, Libs und Zephyros, der Süd-, Südwest- und Westwind, dargestellt. Der Erste gießt etwas Wasser aus einem Gefäß. Der Zweite, den Schiffern besonders günstig, schwingt seine Schiffergabel, und der Dritte streut mildlächelnd Blumen aus. Skyrion aber, der Nordwest, trägt einen großen Mantel und dicke Stiefel und schaut verzweifelt höse drein.

Das Wasser wurde vom Dach durch 24 Löwenköpfe,

die zugleich das Gesims verzierten, abgeleitet. Noch bemerkt man auf der Ost- und Westseite die Vertiefungen, in welchen die metallenen Stäbe der Sonnenuhr eingefenkt waren. Zwei kleine Vorhallen mit je zwei korinthischen Säulen führen von Nordost und Nordwest in's Innere. Hier erkennt man auf dem Marmorboden noch die Spuren, allwo einst die künstliche Wasseruhr gestanden. Ein runder Anbau auf der Südseite und zwei je aus einem Stück gehauene Bogen sind noch Überreste von dem Aquädukt, der abfließendes Wasser von der Klepsydra der Akropolis dem Uhrwerk zuführte. Jetzt liegen in dem Thurm und um denselben eine Menge von Marmorfiguren und Inschriftsteinen zerstreut umher.

Von diesem interessanten Bau, der, nebenbei gesagt, uns auf den Fortschritt unserer Zeit leicht so stolzen Kindern des 19. Jahrhunderts zu nicht geringer Demüthigung gereichte, wandten wir uns gegen Westen und standen gar bald unter einem stattlichen Portikus. Vier marmorne, durch das Alter schwarzgefärbte dorische Säulen von 35' Höhe und 4' Durchmesser bilden drei Durchgänge, von denen der mittlere bedeutend höher ist als die beiden andern. Weil man dicht dabei auf einem Pfeiler eine Verordnung des Kaisers Hadrian eingegraben fand, so wollte man in diesem Bau eine Eingangspforte zu einer späteren Agora erkennen. Allein jener Pfeiler kam wahrscheinlich ganz zufällig in diese Nähe, und die Annahme einer jüngern Agora entbehrt aller historischen Begründung. Andere hielten das Thor für einen Theil eines Minerven-Tempels. Allein die Statue des L. Cäsar, des Adoptivsohnes des Augustus, die einst auf dem Portikus gestanden, hätte zu einem Tempelbau sich nicht wohl geeignet. Zudem geht aus der Inschrift des Architraven

deutlich hervor, daß wir hier eine einfache Ehrenpforte vor uns haben, die von J. Cäsar und Augustus der *Minerva Archegetis* geweiht wurde.

Rechts abbiegend gelangen wir bald zu einem neuen Römerbaue edlen Styles. Vor einer prachtvoll aufgeführten Mauer stehen sieben korinthische Säulen, je aus einem einzigen Marmorstück zierlich gehauen. Etwas vorstehend erhebt sich vor der Ecke noch eine Säule, deren Canneluren im unteren Drittel merkwürdigerweise wieder ausgefüllt sind. Das ist die *Stoa* oder das *Gymnasium* des Hadrian. Das Gebäude war seiner Zeit sehr großartig, umfaßte ein Pantheon, eine Bibliothek nebst noch andern Räumen und war mit einem herrlichen Säulengang versehen. Jetzt existirt davon nur noch die Südseite und auch diese lange nicht mehr in ihrer alten Pracht. In dem eingefriedeten Vorraum kann, wer Muße oder Beruf dazu fühlt, sich wieder allerlei Skulpturen und Inschriften weisen lassen.

Wir ziehen uns wieder gegen Westen. Beinahe mit jedem Schritt stoßen wir auf neue Spuren der entchwundenen Größe. Da liegen in einem Hofraum drei gewaltige Marmortorsen, die Giganten. Die kolossalen Körper endigen in Fisch- oder Schlangenschwänze. Einer ist auf einem viereckigen Pfeiler, an dem der Delbaum und die Burgschlange (d. h. die auf der Burg verehrte Schlange) in Relief gemeißelt sind. Die wunderbaren Gestalten erinnern an Kekrops, Erechtheus und Aegeus. Es sind die Eponymen-Statuen, freilich nicht die alten, längst vernichteten, sondern in der Römerzeit neu hergestellte. An ihnen waren alle öffentlichen Bekanntmachungen aufzuhängen.

Nicht ferne davon nehmen bedeutende Mauerüberreste

unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist ein wunderliches Gewirr von Steinmassen, Geröll, zerschlagenen Säulen und Skulpturfragmenten. Am allerwenigsten fehlt es an Steinplatten, die mit schwer zu entziffernden Inschriften über und über bedeckt sind. Alles dies wurde erst durch neuere Ausgrabungen zu Tage gefördert. Einigen denken hiebei an das Gymnasium des Ptolemäus, Andere wohl mit mehr Recht an das Bouleuterion, an das Rathaus Athens.

Der Blick wird freier. Die engen Gäßchen sind hinter uns. Wir treten aus der Stadt heraus. Vor uns liegt schweigsam und doch viel redend das alte Heiligtum des Theseus. Der Platz, auf dem der Tempel sich erhebt, ist weit und frei und von der kunstliebenden Königin mit passenden Anlagen umgeben worden. Gegen Süden konnte man von hier einst in das fröhliche Leben der Agora, des alten Marktes, hineinschauen, oder zum Nymphenhügel, oder zur Pnyx, oder zum Areopag, oder zur Akropolis aufblickend in die ernstesten und heiligsten Stimmungen sich versetzen lassen. Gegen West und Nord verfolgt das Auge die Straße, die nach dem Piräus führt. Im Osten liegt die Stadt.

Der Bau zieht sich von Ost nach West und scheint, von der Ferne aus betrachtet, von beträchtlicher Größe. Je näher man aber hinzutritt, desto mehr reduzieren sich die Dimensionen und man ist schließlich ganz erstaunt und fast verstimmt über der nicht geahnten Kleinheit des Ganzen. Sollte man aber nicht eher den Künstler bewundern, der es verstanden hat, mit verhältnismäßig so geringen Mitteln eine so großartige Wirkung hervorzubringen?

Wir steigen einige Stufen von mächtigen Kalkstein-

Quader hinan, die dem Tempel als Unterbau dienten. Ein Peristyl von 6 zu 13 Säulen dorischer Ordnung umzieht das Heiligtum, welches sich in die üblichen drei Räume von Pronaos, Naos und Posticum (größere Vorhalle, eigentlicher Tempel und kleinere Halle an der Rückseite) abtheilt. Die Säulen sind bei einem Durchmesser von 3' nur 19' hoch, und der Tempel, 45' breit bei 104' Länge, erreicht kaum eine Höhe von 34'. Aber trotz dieser Gedrängtheit des Baues, trotz des hohen Ernstes, welcher dem dorischen Styl eigen ist, herrscht eine Harmonie der Durchführung, eine Anmut bis in die feinsten Einzelheiten, die den Kenner zur höchsten Bewunderung hinreißt und selbst in jedem Laien das freudige Gefühl erweckt, daß er hier vor einem der edelsten Werke der Baukunst stehe. Es hat zwar auch am Theseus-Tempel die Zeit ihren gefräßigen Zahn angesetzt, aber doch nur angesetzt; unbestreitbar ist er von allen griechischen und römischen Tempeln am unverfehltesten auf uns gekommen. Der pentelische Marmor hat allerdings seine blendende Weißheit verloren. Von den Reliefs, die einst die beiden Giebelfelder zierten, zeugen nur noch einige Eisenstäbe, und nur mit Mühe lassen sich aus den herrlich komponirten und kräftig stylisirten Skulpturen einiger Metopen Darstellungen von den Heldenthaten des Theseus und des Herkules, und aus dem Fries über dem Pronaos und Posticum ein Kampf der Giganten mit den Göttern und des Theseus mit seinen Athenern und den Lapithen gegen die Centauren, welche die Hochzeitsfeier des Peirithoos zu unterbrechen sich erfühten, wiedererkennen. Die Sterne in den Kassetten der Decke, die Verzierungen am Gebälk, die Farben an den Figuren sind längst verschwunden. Nur eine kleine Stelle beweist noch, daß

die inneren Wände des Tempels einst mit Stuk überkleidet und mit Gemälden geschmückt waren. Allein wenn man bedenkt, daß dieser Bau durch Mikon um 469—465 v. Chr. errichtet, daß er im 6. Jahrhundert n. Chr. dem hl. Georg, dem christlichen Theseus, geweiht wurde, daß dann 1660 die Türken die nunmehrige Kirche in eine Moschee umwandelten, daß 1807 ein Erdbeben seine Fundamente durchrüttelte, so muß man billig erstaunen, wenn man trotz der 2330 Jahre seines Bestehens auf den ersten Blick nur — in Folge christlicher und türkischer Religionsanschauung — den Haupteingang gegen Osten vermauert und eine Säule gespalten sieht.

Ein Invalide kommt und bedeutet, die kleine Thüre an der Südseite nicht zu vergessen. Wir geben ihm einige Lepta's (100 Lepta = 1 Drachme = 90 Cts.) und treten ein. Sonderbarer Wechsel des Geschickes! Der Tempel ward zur Kirche, die Kirche zur Moschee, die Moschee zum Museum. Statuen, Reliefs von Tempeln oder Grabdenkmälern, Inschriften aus allen Zeiten des alten Griechenthums, von den ersten unbeholfenen Anfängen der Kunst fortschreitend bis zu einer später nicht wieder erreichten Vollendung finden sich hier gedrängt und ordnungslos aufgestellt. Ich will sie nicht beschreiben die Apollo's, die Hermes', die Pan's, die Neptun's, die Bachus', die Aeskulap's, die Satyr's, den sogenannten marathonischen Kämpfer, an dem man noch Spuren einer theilweisen Bemalung entdeckt u. s. w. Ein eigenthümliches Interesse bot mir ein Stein mit der ältesten Buchstabenschrift Griechenlands und die vielen, mit unzähligen, dicht aneinander gereihten Lettern besäeten Steinplatten, die man im Piräus aufgefunden, und aus denen Böck mit deutschem Gelehrtenfleiß sich

das Material zu seiner Schrift: „Über das Seewesen der alten Athener“ gesammelt hat. Tief unten aber in den Fundamenten da soll, ungestört durch die Veränderungen des Schicksals, der alte Held seinen langen Schlaf schlafen. Denn, als kurz nach den Perserkriegen Simon, des Miltiades Sohn, auf ein delphisches Drakel hin nach der Insel Skyros fuhr, woselbst Theseus als Verbannter gestorben war, da zeigte ihm ein Adler den Ort, an dem die Gebeine des atheniensischen Königs lagen. In feierlichem Aufzuge wurden des Helden riesige Knochen, sein Schwert und seine Lanze nach Athen gebracht und da beigesetzt, allwo noch jetzt das Theseus-Heiligtum stolz genug auf das Pygmäen-Geschlecht der Gegenwart herabschaut.

Wir treten wieder in's Freie, überblicken noch einmal das Ganze und sind überrascht von dem Einklang, in welchen der Grieche seine Tempelbauten mit der umgebenden Natur, mit den klimatischen Verhältnissen des Landes und mit seinen Religionsbegriffen zu setzen gewußt. Da sind keine hohen und spitzen Thürme, wie in unsren an zackigen Felswänden und scharfkantigen Hügeln reichen Hochländern; sondern entsprechend dem flacheren Boden und den weichen Linien der dortigen Höhenzüge, bewegt sich Alles mehr in einer sanften horizontalen Richtung. Das Dach braucht nicht steil abzufallen, sondern senkt sich nur ein wenig, denn es ist keine Gefahr, daß es je von Schneemassen erdrückt werde. Ein offener Säulen-gang geht um den Tempel herum, kein Luxus, wie er's etwa bei unsren Prachtbauten ist! Der Grieche hat keine Vorstellung von einem sechs Monate andauernden Winter und von Regengüssen, die alle Augenblicke sich einstellen. Er hat zwar auch seine Regenzeit und seine kälteren

Tage, aber weitaus den größten Theil des Jahres über wölbt sich über ihm ein wolkenloser, tiefblauer Himmel, und eher hat er sich vor zu großer Hitze als vor empfindlicher Kälte zu schützen. Da genießt er dann unter dem lustigen Schatten der Säulenhalle in doppeltem Maße die Wunder der Schöpfung, die vor ihm sich ausbreiten. Der eigentliche Tempel ist nicht hoch und weit, nicht dem Unendlichen und Ewigen geweiht, nicht dazu bestimmt, eine große Gemeinde zur Andacht und Erbauung zu sammeln, sondern gleichsam nur ein irdisches Wohnhaus für einen Menschen, den die Sage vergöttlicht hat, oder für eine Gottheit, die mit allen möglichen menschlichen Schwachheiten behaftet ist. Die Wände sind ohne Fenster, nur zur Eingangspforte dringt das spärliche Licht hinein. Ganz begreiflich; denn hier wird keine Religionsurkunde ausgelegt, hier singt man nicht heilige Lieder, hier feiert keine Gemeinde das Mysterium ihres Glaubens; hier ist vielmehr der Ruheort eines mysteriösen Wesens, eines göttlichen Phantasiiergebildes, welches es gerade liebt, in dieses mysteriöse Halbdunkel sich einzuhüllen. — So bauten die Griechen ihre Tempel. Es war kein willkürliches, launenhaftes Schaffen, kein Sichüberlassen an den blinden Zufall, auch kein unfreies Nachahmen fremder Vorbilder, sondern es war ein wohlbewusstes, ein rührend liebevolles, ein mit wahrer Meisterschaft durchgeführtes Eingehen auf die Verhältnisse, die hiebei irgendwie in Betracht gezogen werden konnten. Der Bau erschien als eine lebende, als eine einheimische Pflanze, von der man fühlte, daß sie gerade hier ihren Standort habe. Und unsere christlichen Kathedralen und Kirchen, werden sie auch stets mit diesem richtigen Verständniß, mit diesem feinen Takt, mit dieser hingebenden

Treue aufgeführt? Man sollte erwarten, daß der höhere, der gereinigte religiöse Standpunkt auch zu um so herrlicheren Leistungen ansporne. Und allerdings ist in dieser Beziehung schon Vieles und Staunenswerthes geschehen. Aber wie viel, wie unendlich viel bleibt noch zu lernen? Das wäre ein ergiebiges Kapitel.

Doch wir müssen abbrechen. Die Zeit treibt uns in unsern Gasthof zurück. Bald sitzen wir in dem unterirdischen fühlenden Eßsaal und lassen es uns an den attischen Gerichten und an dem feurigen „Santorin“ recht wohl sein. Eben wollten wir unsere Tasse trinken, als General „Chan“ angemeldet wurde. Wir ließen unsern verehrten Landsmann natürlich nicht warten und bestiegen mit ihm sofort den Wagen, der auf uns harrte. Zuerst ging es durch einige hübsche Straßen mit wohnlichen Häusern und zierlichen kleinen Gärtnchen der Residenz zu. Aber das königliche Schloß, an dem von 1836 bis 1843 gearbeitet wurde, sieht von der Straße aus betrachtet mehr einer Kaserne als einem Herrscherstiz ähnlich, und man findet es fast schade, daß der pentelische Marmor zu diesem plumpen Gebäude entwürdigt wurde. Der Wagen rollt unter einer hübschen Allee weiter und führt an den dunklen Cypressen des protestantischen Gottesackers vorbei. Wir sind an den grünen Ufern des Flissus. Drüben blickt man gerade in das Stadion, in die Rennbahn, in der jene Spiele abgehalten wurden, an die anknüpfend der Apostel Paulus dem christlichen Wettkämpfer manche treffliche Mahnung und Ermunterung zu geben gewußt. Wäre die Form nicht etwas zu regelmäßig, zu sehr einem Hufeisen ähnlich, so würde man den Ort jetzt für eine nach vorne offene, nach hinten geschlossene kleine Thalmulde halten können. Die Sitze-

reihen und der Kampfplatz sind von Gras, Disteln, Thymian, Kamillen und rothen Anemonen überwuchert. Einzig ein im Hintergrund angebrachter unterirdischer Ausgang nach dem Osten zu verräth die schaffende Menschenhand, die hier gewaltet. Und wozu dieser verborgene Ausgang? O, dieser Ausgang hat mir die alten Griechen ganz besonders lieb gemacht. Was griechischer Heldenmuth geleistet, wie weit es der griechische Kunstsinn gebracht, mit welcher Macht die griechischen Redner gesprochen und welche Höhen die Weisen der Griechen erstiegen, das wußte ich schon längst; allein von solcher Bartheit hellenischer Gesinnung, wie sie mir durch jenen geheimen Ausweg kund wurde, hatte ich doch gar keine Ahnung. Dem im Wettlauf Bestiegten sollte nämlich die Schmach erspart bleiben, sich als Bestiegten vor den 40,000 Zuschauern zeigen zu müssen, und auch die Zuschauer verzichteten gern auf einen Anblick, den nicht leicht ein anderes Volk sich hätte nehmen lassen. Deshalb mußte ein Ausweg angebracht werden, der es dem Ueberwundenen erlaubte, ganz unvermerkt sich von dannen zu schleichen. Diese Wahrnehmung machte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck. Sie war mir Zeuge eines seltenen Seelenadels und einer frommen Achtung vor der Menschenwürde, wie ich sie im Heidenthum, und selbst im Hellenismus, nicht zu finden gewohnt war.

Zeigt ist es ein anderes Werk, das unsere Augen fesselt. Ein eigenthümlicheres Kaffeehaus wird es wohl in der ganzen Welt nicht geben. Unter 13 korinthischen Säulen von 60' Höhe, die noch ein Stück Architrav tragen, wimmelt es von Tischen und Stühlen. Einzelne Gruppen von Kaffee- oder Käfetrinkern sind da und dort zerstreut, selbst noch bei den zwei etwas abgelegenen

freien Säulen. Eine Säule liegt in ihren kolossalen Trümmern am Boden; sie war das Opfer des Erdbebens von 1852. Etwas weiter gegen Süden zeigen sich gewaltige Substruktionsmauern. Wir stehen unter den Ruinen des Riesentempels des olympischen Zeus. Der Ursprung des Tempels reicht bis in die Sagen- geschichte hinauf. 530 v. Chr. soll dann Pisistratus durch vier Baumeister zugleich nach einem großartigen Plan haben arbeiten lassen. Später kam Phidias und schmückte des Tempels Wände. Nun trat Stillstand ein, bis der Syrer Antiochus Epiphanes 174 v. Chr. den berühmten römischen Architekten Cossutius mit dem Weiterbau beauftragte. Cossutius aber riß das Vorhandene nieder, legte Alles in einem viel großartigeren Maßstabe an und ersetzte die dorischen und ionischen mit den eleganteren korinthischen Säulen. Antiochus starb. Die Arbeit wurde wieder eingestellt. Da Sulla schleppte 86 v. Chr. mehrere Säulen mit nach Rom, um sie für den Tempel des Kapitolinischen Jupiters zu verwenden. Erst unter der Regierung des Augustus wurden neue Anstrengungen gemacht. Das Verdienst aber, den Bau auszuführen, gebührt dem Kaiser Hadrian (117 bis 138 n. Chr.). Darum ließ er nun auch hier neben dem Goldelsenbeinbild*) des olympischen Zeus in stolzer Vermessenheit seine eigene Statue zur Verehrung aufstellen.

Wenn nun schon die 15 noch aufrechtstehenden Brach- säulen, mit den feinen Canneluren der Schäfte, mit den zierlichen Akanthusblättern der Kapitale, zumal unter einer

*) Ein Bild, von welchem die einen Theile aus Gold, die andern aus Elfenbein gefertigt sind.

Abendbeleuchtung, die nur der griechische Himmel erzeugen kann, Geist und Gemüth so wunderbar ergreifen, wie muß es erst gewesen sein, als noch das ganze Werk in seiner ganzen Macht und Pracht, in seiner Länge von 354' und seiner Breite von 171', mit seinen 120 Säulen, die auf beiden Fronten in einer dreifachen, auf den Langseiten in einer Doppelreihe sich erhoben, mit seiner leichten Bedachung, mit seinen kostlichen Relief's dagestanden, und als der heilige Bezirk, der den Tempel umgab, mit viel hundert Statuen von Göttern oder berühmten Männern angefüllt war? Wo ist alle die Herrlichkeit hingekommen? Wie früher Sulla, so nahmen später byzantinische Kaiser oder türkische Sultane weg, was ihnen zur Verzierung eines Palastes oder einer Kirche oder einer Moschee geeignet schien, und wahrscheinlich, daß gerade in den Mauern der armseligsten Hütten des jetzigen Athens sich noch Überreste von dem Zeus-tempel finden. Sic transit gloria mundi! — Auf einer Stelle des Architraven bemerkt man einen nischenartigen Überbau, den jedenfalls eine jüngere Hand hinzugefügt hat. In dieser schwundelnden Höhe soll einst ein Stylite, einer jener phantastischen Säulenheiligen, sein entzagungsreiches, sein wunderbares, und darum auch sein von Vielen bewundertes Leben gefristet haben. Und auch wir, wenn wir gleich jenes christliche Fakirthum nicht billigen können, beugen uns doch vor jenem Vorbilde der Genügsamkeit und Selbstbeherrschung um so ehrfurchtsvoller, je bequemer, verweichlichter und anmaßender unsere Zeit wird.

Von der Erdspalte in der Nähe des Tempels, durch welche nach den Alten die große deukalionische Fluth abgeflossen sein soll, ist wohl nichts mehr sichtbar; hin-

gegen tröpfelt noch jetzt südlich vom Tempel die altberühmte Kallirrhöe, Athens beste Wasserspenderin, über einige Gesteine dem hier zu einem Teiche sich erweiternden Bette des Ilissus zu. Wir steigen wieder in unsern Wagen und gelangen bald zu einer Art von Triumphbogen, dem Hadriansbogen. Unten ein weites Thor, zu dessen Seiten einst zwei korinthische Säulen standen; darüber ein Oberbau von mehreren Säulen und jetzt leeren Nischen. Zuoberst ein Giebel; das Ganze in einer Höhe von 55'. — Weder der gehaltlose Styl des Monumentes, noch die mehr als ordinäre Inschrift (gegen uns zu: „das ist des Hadrian und nicht des Theseus Stadt,“ auf der andern Seite: „Athen ist dieses hier, des Theseus alte Stadt“) lassen annehmen, daß der durch seinen edlen Geschmack berühmte Hadrian diesen Bau selbst zu errichten befahl. Weit eher wird es ein Ehrengeschenk sein, das die unterjochten Athener erstellten, um ihrem wohlwollenden Herrscher damit zu schmeicheln. Die Straße führt nun zwischen einigen kleinen Häuschen hindurch und folgt dann dem südlichen Abhang der Akropolis. — Wir lassen den Militärspital links liegen, sehen uns ein wenig bei dem neu aufgegrabenen Theater des Dionyso und bei dem Odeon des Herodes Attikus um, aber nur um des anderen Tages diese interessanten Räume näher zu besichtigen, und fahren in schönen Windungen auf einem sanft ansteigenden, gut unterhaltenen Wege die Westseite der Akropolis hinan.

Es hat ein jeder Mensch seine Plätzchen auf Erden, die ihm vor andern werth und heilig sind; so der Ort, an welchem man das Licht der Welt erblickt, an welchem man seine glücklichen Kinderjahre zugebracht, woselbst die Freude ihr Füllhorn ausgegossen, oder der Schmerz seine

Wunden geschlagen hat, der Ort, an dem Bande der Liebe sich geknüpft haben, oder woselbst unsere Lieben durch den Tod uns entrissen worden sind.

Es gibt aber auch gewisse Orte, die in der dankvaren Erinnerung eines ganzen Volkes tief eingegraben stehen. Es sind dieß die Stätten, die mit den Namen der leiblichen oder geistigen Wohlthäter eines Volkes, oder mit den heißen Kämpfen um seine Selbstständigkeit, um seine freiheitliche Entwicklung auf's Innigste verwachsen sind.

Endlich gibt es Orte, die nicht nur das einzelne Individuum oder ein einzelnes Volk als ein Heiligtum betrachtet, sondern die der Menschheit als solcher angehören. Dahin rechne ich in erster Linie die heiligen Stätten der Schrift, die Stätten, an denen der Herr durch seine sich offenbarenden Gerichts- oder Gnadengegenwart einem jeden Menschenkinde zuruft: „Zeich deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehest, ist heiliges Land.“ Und unter diesen ist es wiederum Bethlehem, Gethsemane, Golgatha und der Ölberg, die gleichsam als Allerheiligstes obenanzustehen.

Aber auch die Akropolis ist — allerdings in anderer und in untergeordneterer Weise — solch ein geweihter Platz, zu dem die Menschheit voll kindlicher Dankbarkeit hinpilgern wird, so lange noch irgend eine Spur von der Akropolis Athens vorhanden ist. Hieß es einst: „Von Zion geht aus das Gesetz und des Herrn Wort von Jerusalem,“ so hätte man zu Zeiten auch sagen können: „Von der Akropolis geht aus die Weisheit dieser Welt; das Herrlichste und Schönste, was der Menschengeist von sich aus zu schaffen im Stande ist.“

Auch die Akropolis hat ihre große Mission an die Menschheit zu erfüllen gehabt — und wahrlich, noch ist

sie nicht vollendet. Ihre providentielle Stellung bestand freilich nicht darin, das Verhältniß des Menschen zu Gott festzustellen und ihm den Weg zur ewigen Seligkeit zu weisen, sondern sie sollte ihm zur Lehrmeisterin dienen für das dießseitige Leben, an seiner reinmenschlichen Ausbildung arbeiten. In dieser Beziehung hat sie auch unbestritten das denkbar Höchste geleistet und wirkt stetsfort im edelsten Sinne bildend und hebend ein auf alle Diejenigen, die ihrer Stimme lauschen.

Man kann daher mit sehr verschiedenen Gefühlen die Akropolis betreten. Man kann, wie der Grieche, zu ihr aufzuschauen als auf den Mittel- und Glanzpunkt des Weltalls, nach dem bekannten griechischen Sprichwort: „Welt, Griechenland, Attika, Athen, Akropolis.“ Man kann ihre Herrlichkeit bewundern mit einem Paulus, aber dabei betrübt werden durch den Gedanken, daß das, was zur Ehre des Allerhöchsten gereichen sollte, zur Menschen-, zur Selbstvergötterung ausartete. Aber gleichgültig, unempfänglich, ohne eine mächtigere Bewegung des Gemüthes steigt keiner hinan, er müßte denn ein ganz roher Mensch, ein süffisanter Dummkopf, eine herzlose Krämerseele oder ein Schurke sein.

Es war mir freilich noch ganz anders zu Muthe, als wir die Küsten des gelobten Landes erblickten, als wir Jerusalem und so viele andere geweihte Orte betraten; aber hoch schlug mir die Brust auch hier, und ich werde die Empfindungen jenes ernsten Augenblickes so wenig je vergessen, so wenig ich aufgehört habe mich der Gefühle zu erinnern, die in mir sich regten, als ich — ein Studentchen von einem Semester — mich zu den Kunstsäalen des Louvre schlich, oder — nach bestandenem Staatsexamen — von Russells Square aus dem

britischen Museum zuwanderte. — Die Akropolis, nur gegen Westen hin sanfter abfallend, war jederzeit auch nur von Westen her zugänglich. Im grauen Alterthum waren es neun Thore, die von dieser Seite nach der Burg sich öffneten, die aber seit der perikleischen Zeit auf ein einziges Thor reduzirt wurden. Dieses, erst 1853 durch den Franzosen Beulé bloßgelegt, ist gewöhnlich durch ein Gitter abgesperrt. Ein wahrscheinlich im Mittelalter angelegter Thorweg zur Rechten führt uns zuerst in einen gewölbten Gang; bald tritt man in's Freie, sieht rechts hinab in das Odeon des Herodes, wendet sich nach links in einen Hofraum, in dem es von Skulpturüberresten wimmelt, und wird durch einen hölzernen Verschluß plötzlich aufgehalten.

Einer der aus den Invaliden bestellten Hüter kommt, so schnell, als es ihm möglich ist, herbei. Sein Auge strahlt, als er den General wiedererkennt, unter dem er wohl in mehr als einem heißen Kampf gestanden. Das Thor öffnet sich, und wir sind auf der Treppe, die zu den Propyläen hinaufsteigt. Rechts oben lächelt uns das Tempelchen der „ungeflügelten Siegesgöttin,“ der „Nika Apteros“ freundlich an. Wir schreiten durch die Propyläen, wir stehen und staunen vor dem Parthenon, vor dem Erechtheion. Der Eindruck ist überwältigend, aber noch bleibt uns Alles räthselhaft, ja fast gespenstisch. Ueberall Zertrümmerung und Verwüstung: ein Labyrinth von Fragen, doch ohne Ariadne's glücklichen Faden. Da sagte eine Stimme in uns: „Kommt wieder, kommt, so oft ihr könnt, und das Verständniß wird euch aufgehen, und euer stummes Staunen wird in Bewunderung und Entzücken sich verwandeln.“ Die Stimme fand keine tauben Ohren, und so begnügten wir uns an diesem

ersten Abende mit einer ganz allgemeinen Rekognosierung.

Die Akropolis, zu einer ganzen Gruppe von Erhöhungen gehörend, die man als Ausläufer theils des Pentelikon, theils des Hymettus betrachten kann, hebt sich von den übrigen Hügeln sehr markirt ab und war zu einer Befestigung nach altem Style ganz besonders geeignet. Im Norden, Osten und Süden in heinache senkrechten Felswänden von einigen hundert Schuh aufsteigend, im Westen leicht verschanzbar, kostete es den Feind um so mehr ein hartes Stück Arbeit, bis er sich ihrer bemächtigt hatte, als oben ein schönes Plateau, geräumig genug, eine starke Besatzung aufzunehmen, sich ausdehnte. — Dieser durch Menschenhand noch mehr geebnete Platz misst ungefähr 907' Länge gegen eine Breite von 403' und liegt 403' über der Stadt und 776' über dem Meeresspiegel. Hier ließen sich die Gründer Athens nieder und führten zu weiterem Schutz Mauern auf, deren Überreste einige noch jetzt wahrnehmen wollen. Die Kolonie blühte rasch empor. Der Raum da oben wurde bald zu enge. Wohnungen auf Wohnungen lehnten sich in der Ebene um den mächtigen und schirmenden Hügel. Noch während der Perserkriege war die Akropolis ausschließlich Festung, und diejenigen, welche den Sinn des delphischen Orakels besser zu verstehen wählten als Themistokles, verstärkten schnell die hölzerne Schutzwehr gegen Westen und hielten sich nun gegen den Andrang der Barbaren völlig gesichert; ein Mißverständniß, das mit dem Tode bezahlt werden mußte. Die hölzerne Schutzwehr that zwar die besten Dienste, aber ein Verräther wies den Persern den geheimen Pfad, der noch in unsren Tagen aus der Grotte des Aglauros in die

Nähe des Erechtheion führt. Nachdem die Perser glorreich besiegt waren, wurde die Akropolis noch stärker als zuvor befestigt, und wir können noch jetzt im Nordosten die mächtigen, zu Baumaterial verwendeten Felsblöcke und die Trümmer des alten Hekatomedon in der Mauer sehen, welche Themistokles, die Einsprache einlegenden Spartaner mit List hinhaltend, in höchster Eile vollenden hieß, oder im Süden an die schöne Brüstung uns anlehnen, die von Simon hergerichtet wurde.

Es folgten nun Verstörungen und Neubefestigungen, je nach den Wechseln des Schicksals und je nachdem die Umstände es zu erfordern schienen. Die Römer, die Gothen, die Byzantiner, die Franken, die Türken rissen ein oder bauten wieder auf. Und jetzt steht die Akropolis ungefähr so da, wie sie aus den Wirren des Befreiungskrieges hervorgegangen ist.

Das Wunderschauspiel eines Sonnenunterganges von der Akropolis haben wir zwar für heute leider verpaßt, aber noch ist es hell genug, um einen Blick auf die nähere und weitere Umgebung zu werfen. Im Norden und Nordosten ruht der Blick zunächst auf der Stadt. — Die breite Hermessstraße führt, parallel mit der Akropolis laufend, gegen den Königsbau, der von hier aus gesehen imposant genug sich ausnimmt. Die Hermessstraße rechtwinklig durchschneidend richten sich gegen uns die Athene- und die Neolusstraße, von denen besonders letztere das entlegene, fashionable Quartier mit seinen Bauten aus pentelischem Marmor in Verbindung setzt mit den nur aus den Brüchen des Lykabettus gemauerten Häuschen der ärmeren Stadtbevölkerung zu unseren Füßen. Außer diesen drei Hauptverkehrsadern winden und drehen sich nach allen Richtungen noch gar viele und meist mit

den glänzendsten Namen aus der klassischen Zeit gefeierte Sträßchen und Gäßchen durch das meine Erwartungen weit übertreffende Häusermeer.

Da der Reichtum, die Ruhm sucht und sicherlich auch die Vaterlandsliebe mehrerer Griechen, daheim und in der Fremde, die gefeierte Landeshauptstadt mit verhältnismäßig sehr vielen und gut dotirten öffentlichen Anstalten geschmückt hat, so fehlt es auch nicht an stattlichen Gebäuden (so die Universität, die höhere Mädchenschule und das Polytechnikum) die über die Thürme der neuen Kathedrale leicht erkennbar sind. Neben der Residenz gewahrt man die 1846 von Salvandy gegründete, sogenannte Ecole de France, in der jährlich zehn junge Professoren Frankreichs, die einen Konkurs bestanden haben, eine zweijährige, freie und frohe Aufnahme finden mit der Verpflichtung, griechischen Studien obzuliegen und jährlich einen auf Griechenland bezüglichen geographischen, historischen oder archäologischen Bericht an die Akademie abzuliefern.

Ein ähnliches Institut besitzt Frankreich bekanntlich auch zu Rom auf dem Monte Pincio und hat so zu der Ausbildung manches strebsamen, in seinen Geldmitteln aber beschränkten jungen Mannes trefflich mithelfen können, während es umgekehrt Wissenschaft und Kunst gefördert und seinen eigenen Ruhm bereichert hat.

Umsäumt wird von dieser Seite die Stadt von niedlichen Landhäusern, die sich schüchtern hinter Feigen- und Olivenbäumen verstecken, von freundlichen Dorfschaften, deren Felder durch den Kephissus vor Dürre bewahrt werden können. Hinter dem königlichen Schloß der Regel des Lykabettus und schließlich der finstere Pentelikon.

Nach Südost und Süden wird die Aussicht durch

den Hymettus und durch das Meer begrenzt; davor dehnt sich eine unwirthliche Ebene. Dicht vor uns schlängelt sich der Iliissus, und noch näher schaut man auf die russische Kirche, die englische Kapelle und auf die fünen Säulen des Zeustempels.

In südwestlicher Richtung erhebt sich der mit dem Denkmal des Philopappos gekrönte Musenhügel, westlicher die Pnyx, dann der Nymphenhügel mit der Sternwarte, die Baron von Sina herstellte. Darüber hinweg der Olivenhain, die attische Ebene, der Piräus und die übrigen Buchten, in der Dämmerung kaum mehr erkennbar Aegina, Salamis, der Isthmus und die Küstengebirge des Peloponnes. Gegen Nordwest in unmittelbarster Nähe der Areopag, dahinter der Theseustempel, links der Engpass von Daphni, rechts, an den bis dorthin sich ziehenden Olivenhain sich anlehnend, der Hügel Kolonos, an den heilige Erinnerungen aus alter und neuer Zeit sich knüpfen, und im Hintergrund der Parnes mit seinen verschiedenen bewaldeten Armen.

Die Rundschau, heute mehr nur ein mühsames Orientiren und daher uns nicht den Hochgenuss bietend wie späterhin, war vollendet. Die Zeit drängte zum Hinuntersteigen. Lächelnd führte uns der General noch zu einer Säule des Parthenon, der er, den gewissen Tod vor Augen sehend, während der Belagerung von 1827 seinen Namen eingegraben. Wochenlang zum Sterben matt unter den Propyläen in verfaulter Gerste liegend und vom Ungeziefer beinahe aufgefressen, kroch der tapfere Philhellene endlich an den Fuß dieser Säule, legte sich auf etwas Stroh und würde es dazumal nicht ungern gesehen haben, wenn eine Türkensbombe vom Musenhügel her seinen Qualen ein Ende bereitet hätte.

Wer den Namen „Emanuel Hahn“ liest, der denke nicht, daß ein eitler Bummel seinem lieben Ich habe eine Ehre anthun wollen, sondern der nehme seine Mühe vom Kopf und wisse: „das ist die schlichte Grabschrift, die ein Edler sich selbst gesetzt hat!“

Schnell waren wir wieder in der Stadt. Der General verabschiedete sich, da der Arzt ihn vor der Nachtlust gewarnt hatte. Wir aber, den kostlichen Abend so lang als möglich genießend, gingen zum Solon; doch nicht zum weisen, eher hätte man sagen können zum schwarzen. Denn der Solon ist Athens elegantes „Kaffion“. — Zahlreiche Gasflammen flimmern im prächtigen Salon und vervielfältigen sich in den hohen Spiegeln in's Unendliche. Man bleibt aber natürlich lieber draußen. Da sitzen um die vielen Tischchen auf offener Straße feine Herren und hübsche Damen die Menge. Die Kleidung war meist die französische. Nur die Damen trugen nicht selten kokett genug den griechischen Tez, dessen rothe Farbe zu den schwarzen und reichlichen Haaren und zu den dunkeln und stechenden Augen vortrefflich paßt. Auf dem Tischchen vor uns liegt eine Zeitung.

Wenn doch mein alter guter Lehrer, der mich in der griechischen Syntax so weidlich herumgetrieben, der ob seinen lieben Griechen Essen und Trinken fast vergessen konnte, dieses Papier, diese edelsten, diese herrlichsten aller Buchstaben, diese ächt attischen Redensarten, diese gewählten Optative mit und ohne ὅν gesehen, und das Unbegreifliche erkannt hätte, daß es sich hier nicht um ein Universitätsprogramm handle, sondern um einfache Mittheilung ganz ordinärer Tagesneuigkeiten an das Volk, an den Demos; wahrlich, er hätte dieses Papier geküßt, er hätte aufgejaucht vor lauter Seligkeit,

er hätte sich ernstlich umgeschaut, ob nicht von da oder dort her ein zweiter Aristophanes oder Demosthenes sich nahe. Doch wehe ihm, wenn er seiner dithyrambischen Stimmung durch noch so ausgesuchte Worte an einen Nachbar oder eine Nachbarin hätte Lust machen wollen. Ich glaube, man hätte seine barbarischen Töne keiner Antwort gewürdigt, oder wenn es geschehen wäre, der Unglückliche hätte mit den völlig fremden, weichen und zischenden Lauten nichts anzufangen gewußt.

Das Neugriechische ist zwar, was die Schriftsprache der Gebildeten anbelangt, von dem Altgriechischen sehr wenig verschieden, ja ein Streben nach altklassischer Ausdrucksweise ist nicht zu erkennen. Die tägliche Umgangssprache hat dagegen schon viele Worte und Wendungen, die wohl auf türkischen, albanesischen oder fränkischen Ursprung zurückgeführt werden müssen. Am meisten Schwierigkeit bietet uns aber die so ganz anders klingende Aussprache. Das æ wird zum i, das ai häufig zum e, das ei und oi zum i, das au zum af, das eu zum ef, das b zum w, das th zum bekannten englischen Bischlaut u. s. w. Hierdurch erleidet aber der mündliche Ausdruck eine so totale Veränderung, daß Unsereiner, der doch sein Bischen Griechisch noch nicht ganz verschwikt zu haben meinte, völlig dasteht wie der Ochs am Berg. Freilich behaupten die Neugriechen, ihre Aussprache sei die der Alten, und ein Platon hätte schwerlich auch den gelehrtesten deutschen Hellenisten verstanden. Ein junger, feingebildeter Professor leistete mir zu dieser Behauptung sogar einen Beweis, der die Streitfrage wenigstens theilweise zu entscheiden ganz geeignet sein könnte. Er verwies mich nämlich auf eine Stelle in einem griechischen Autor, nach welcher das Drakel die Fragenden im

Ungewissen läßt, ob eine Hungersnoth oder eine Pest — nach unserer Aussprache „limós“ und „loimós“ — sie treffen werde. Offenbar konnte aber nur dann von einem doppelsinnigen Wortspiel die Rede sein, wenn es, wie nach dem Neugriechischen, für beide Bezeichnungen nur eine und dieselbe Aussprache, nämlich limos, gab. Leider habe ich es versäumt, mir diese interessante Stelle zu merken. Soviel jedoch ist gewiß, daß das Griechische aus dem Munde eines jeglichen Griechen oder gar einer schwarzlockigen Griechin viel sanfter, weicher und fließender tönt und den Mundwinkeln weit weniger Verzerrungen abnöthigt, als unsere ächt teutonischen ai, oi, eu u. s. w.

Diese Herren und Damen umsummen uns so fein und süß, als ob es lauter Bienlein vom Hymettus wären. Und die Cigarette, die nicht nur unter dem Schnurrbart glüht, verbreitet den angenehmsten Wohlgeruch. Das Gefrorene (pagoto) hat kostliche Kühlung gebracht, aber nun dürfte noch ein Gläschen Mastix, ein der Gesundheit sehr zuträglicher Branntwein, der aus dem Harze einer nur auf der Insel Chios vorkommenden Staude gewonnen wird, gute Dienste leisten und uns vor Erkältung bewahren.

Es wird allgemach stiller und stiller um uns her. Die schönen Equipagen und die fühnen Reiter und Reiterinnen haben den Corso Athens verlassen. Die aufgeputzten Herren und Damen und Kinderchen neben uns ziehen sich zurück. Niobe, ihren Schleier dichter und dichter aussbreitend, mahnt auch uns zum Aufbruch. Das Gas ließ Etliches zu wünschen übrig; um so heller funkelten unsere lieben, trauten Sternlein. Und als wir uns beim „Gute Nacht“ die Hände reichten, da lag in

diesem Händedruck ein stiller, herzlicher Dank zu Gott, der uns auch heute so gnädiglich bewahrt und an diesem einzigen Tage uns des Schönen und Erhebenden so viel vergönnt hatte, wie es Manchen in einem ganzen Menschenleben nie zu Theil wird.

Zweiter Tag.

Morgenfahrt. Theater des Dionyso. Stoa des Eumenes. Odeon des Herodes Attikus. Zum zweiten Mal auf der Akropolis. Niketempel. Die Propyläen. In Annarita bei lieben Landsleuten. Im Garten der Königin. Universität.

Mit der Aurora bestiegen auch wir, vom Schlaf neugestärkt, unsern Wagen. Es galt auch heute, die Zeit wohl auszukaufen. Zuerst kamen wir wieder durch einige Quartiere, die so schmuck und sauber aussahen, wie man sie im alten Athen wohl vergeblich gesucht hätte. Denn das alte Athen hatte zwar seine unvergleichlichen Tempel, seine prächtigen Theater und Schulen, seine Säulenhallen, Triumphbogen, seine zahllosen und herrlichen Wandbilder, aber der Bürger, und auch der reiche, wohnte einfach und schlecht. Er wagte es nicht, seine Thüre mit zierlichen Säulen zu schmücken und auf seinem Balkon die seltensten Blumen zur Schau zu stellen, wie wir es hier bei den meisten Häusern antrafen. Der Einzelne trat dem Staat und der Stadt gegenüber bescheiden zurück, und als der Privatmann anfing, von sich viel Aufhebens zu machen, so erblickte man darin mit Recht